

Inspiziert–Theater im Gottesdienst
Thema: Die lustigen Weiber von Windsor –
von Otto Nicolai und Salomon Hermann Mosenthal
Gottesdienst in St. Martin am 10.12.2017
Predigt von Prof. Dr. Dietrich Korsch

Liebe Gemeinde!

Wien, Café Griensteidl, Juni 1845. Zwei junge Herrn sitzen an einem runden Tischchen.

M. So, lieber Nicolai, Shakespeare soll es also sein! Da haben Sie sich ja was vorgenommen – und mir wollen Sie das zutrauen? Habe die Ehre!

N. Freilich, lieber Mosenthal, Shakespeare, das ist Theater vom Feinsten. Das hat schon der alte Salieri gewußt, als er von fünfzig Jahren, auch am Kärntnertor, seine Falstaff-Oper herausbrachte, mit ziemlichem Erfolg, seinerzeit.

M. Ich weiß nicht recht, ob das heute noch so geht. Bedenken Sie, bei Shakespeare ist doch ein ziemlicher Tumult auf der Bühne, voller Situationskomik, einigermaßen verworrene Handlung, abständige Charaktere – ein Pfarrer, der ins Duell verwickelt wird, und all so etwas. Ich hab‘ mir den Text jetzt noch einmal angesehen.

N. Gewiß, gewiß. Aber es gibt doch dort schon so etwas wie einen Grundton, der durchs Ganze zieht, fast wie ein cantus firmus, komisch, aber doch anrührend. Und darum komme ich ja auf Sie zu, lieber Mosenthal. Sie haben literarisches Geschick, Sie kennen auch den Wiener Geschmack, Sie sind in der Lage, aus den vielen Handlungsfäden die entscheidenden herauszuziehen und aufzubereiten. Das traue ich Ihnen zu!

M. Gut. Lassen Sie uns überlegen. Wir müßten natürlich die Falstaff-Figur ins Licht stellen. Ist doch merkwürdig, daß so ein alter Sack – entschuldigen Sie den Ausdruck – noch was in der Liebe erreichen will. Auch wenn es ihm, dem verarmten Adligen, vielleicht nur ums Geld geht. Komisch ist das auf alle Fälle. Und doch schafft es Shakespeare, sich nicht auf Falstaffs Kosten lustig zu machen.

N. Nun, das wäre doch schon eine Wendung, die wir nehmen könnten. Geld und Liebe – und was vielleicht doch von beiden wichtiger ist.

M. Und dann haben wir ja noch die klassische Liebesgeschichte, die zwischen den jungen Leuten, mit ihren Verwicklungen von Elternwillen und Eigenwillen. Anne, die liebevolle – nennen wie sie doch: Anna Reich! – zwischen den ihr zgedachten, besser: zugemuteten Heiratskandidaten und ihrem Herzliebsten, dem armen Fenton. Wunderbar ironisch.

N. Sehen Sie, so langsam bekommen wir die Mischung zusammen, die wir für eine erfolgreiche Oper brauchen. Und ich habe noch eine Idee, was wir stark machen könnten: Im letzten Akt werden wir den Shakespeareschen Zauberwald mit buntem Leben füllen. Es kommt einem ja vor wie der Sommernachtstraum, mit dem wilden Treiben und dem ganzen Hin und Her. Da gießen wir einen kräftigen Schuß Phantastik über den komischen Wirrwarr.

M. Nun, so könnte es gehen. Die Geschichte mit dem Pfarrer und den untreuen Dienern und das alles, das lassen wir aus. Komisch und phantastisch, das werden unsere Stichworte. Ja, lieber Nicolai, Sie haben mich gewonnen, ich bin dabei!

N. Und bedenken Sie, Mosenthal: Prima la musica, poi le parole! Was meinen Sie, wenn erst einmal meine Musik dazukommt! Wir wollen ja, auch wenn wir Theater spielen in der Oper, das Ganze doch als musikalisches Kunstwerk haben, nach seinen eigenen Regeln. Ich habe

schon eine Idee für die Ouvertüre im Kopf, die die Motive verbindet: Ich lasse sie ganz leise und harmonisch anfangen, mit einer bezaubernden Melodie, die langsam deutlicher hervortritt. Die Liebe in ihrem ungestörten Zustand. Und dann setze ich einen Akzent, ein bißchen dissonant, und lasse ein zweites Thema auftreten, bewegter, drängender. Das sorgt dann dafür, daß alles in Trab und Galopp kommt, alles wirbelt durcheinander, kunterbunt, lustig, wie es scheint. Scheint! Denn wenn das alles einmal in Fahrt ist, die schlichte Liebe, die aufkommende Störung, die drängende Bewegung, dann werden auch die Verwicklungen laut, die Widerstände, das Brüchige wird zu hören sein. Ich hab's schon richtig in den Ohren. Warten Sie nur, bis Sie es zu hören bekommen!

M. Freilich, lieber Nicolai, ich weiß ja: Als Librettist muß man sich zurücknehmen. Am Ende wird es Ihre Oper sein, vielleicht erinnert man sich eines Tages wenigstens in Kassel an mich. Und Sie haben ja auch Recht: Die Musik ist es, die alles durchdringt, das Ernste im Komischen zu Gehör bringt, das Phantastische über das Tragische wölbt – und uns so, entspannter und fröhlicher, leben läßt.

N. Nun, Mosenthal, lassen Sie uns für heute schließen. Sie machen sich an den Text, ich werde meine Ouvertüre skizzieren, dann treffen wir uns wieder!

Kassel, Café Nenninger, Oktober 2017. Zwei alte Herren sitzen an einem runden Tischchen.

M: Willkommen in Kassel, lieber Nicolai! Daß Sie mich in meiner Heimatstadt besuchen, ehrt mich. Obwohl, ich weiß, wir haben es Ihrer Oper – N. falsch, Mosenthal: unserer Oper! – zu verdanken, daß wir hier sitzen. Sie ist immer noch gut, nach fast 170 Jahren.

N: Nun ja, Mosenthal, man muß ja als Komponist – M. und Librettist! – heute einiges hinnehmen bei den jungen Leuten und ihren Inszenierungen. Wie fanden Sie denn die Aufführung?

M: Erinnern Sie sich noch an unser allererstes Wiener Gespräch seinerzeit, im Griensteidl? Konzentrieren wollten wir den Shakespeare, hatten wir beschlossen. Das Komische mit dem Phantastischen verknüpfen. Die Liebe stärker sein lassen als das Geld. Begreifen, warum Falstaff, der alte Sack, wie ich damals spottete, auf die Liebe setzt. Das ist eigentlich gut gelungen.

N: Da kann ich Ihnen zustimmen. Gut, erst einmal war ich von dem jungen Falstaff, diesem Don Giovanni light, etwas irritiert. Nicht alt, nicht fett, nicht häßlich oder lächerlich. Sondern sehr adrett, ein outlaw, wie ein erotischer Blitz in der Szene. Aber dann habe ich gedacht: So etwas haben wir seinerzeit ja auch gewollt, dieses Erotische herausstellen. Nun, wir hätten uns diese Wendung der Falstaff-Figur damals nicht getraut. Aber sie jungen Leute hier haben das konsequent umgesetzt.

M: Richtig. Und sie haben auch die Bürgerlichkeit Windsors treffend aktualisiert, mit diesem Kleingarten-Milieu, voller Angst und Abgrenzung, und doch auch so voller Sehnsucht nach Liebe und Anerkennung. Ihr Wort vom Blitz, der durch die Szene fährt, gefällt mir gut, lieber Nicolai!

N: Genau so ist sie, die Liebe. Vielleicht muß sie ja komisch sein, komisch werden, weil sie doch so ernst ist, daß man es nicht aushalten kann, ihr direkt ausgesetzt zu sein. Daß sich dann Eheverhältnisse und Liebesträume voneinander entfernen, daß Ordnungssucht und Liebeswille aneinandergeraten. Die zwei Stränge, die wir von Shakespeare aufnahmen, Falstaff, der das Liebesfeuer weckt, unwahrscheinlich genug!, Anna, die ihren Liebsten sucht und findet, wovon alle träumen – das kommt als Zentrum hier gut heraus.

M: Jäger Herne! Die Geschichte kennt ja hier bei uns in Deutschland niemand, vermute ich. Daß der arme Falstaff da verkleidet wird, um ihn zu verspotten, daraus wird nun eine tragisch-komische Figur. Jäger Herne hat, um es zu erklären, einen Hirsch erlegt, der sich eigentlich in den Schutz eines heiligen Baumes geflüchtet hatte. Nun muß er, in einen Geist verwandelt, fort und fort durch den Wald ziehen und jagen. Jetzt übersetzen Sie das mal in diese Kasseler Inszenierung! Falstaff, dieser Potenzbrocken, kann gar nicht anders als immerfort jagen, besonders diejenigen, die sich unter den Schirm der Ehe geflüchtet haben! Paßt doch gut, oder? Wenn man genau hinsieht, ist auch er ein Getriebener.

N: Ja, und Anna nur auf naive Weise glücklich. Wenn Sie sich ihre Traum-Arie vorstellen: O selige Träume, O süßes Glück! – Erfüllung, sie naht / Im rosigen Glanz / Und reicht treuer Liebe / Den strahlenden Kranz – und wenn Sie sich dann Fenton in der Schlußszene anschauen, wo er einen Eselskopf statt seiner Geliebten anhimmelt – wenn das nicht auch brüchig ist, weiß ich es nicht. Und glauben Sie doch bloß nicht, daß Frau Fluth, die ihrem Falstaff ganz am Ende hinterherläuft, bei ihm glücklich wird, diesem Hallodri!

M: Hätten wir nicht Ihre Musik, dann müßte das Komische ganz und gar im Tragischen enden. Das haben Sie schon in der Ouvertüre meisterhaft zusammengebracht. Wie es so leise anfängt, so harmonisch, und wie alles aus dem Gleichgewicht gerät, nach und nach, aber wie alles dann auch wieder zusammengehalten wird und ins Fröhliche gewendet? So daß wir – ist es ihnen nicht auch so gegangen? – erleichtert und erfreut aus dem Theater gingen!

Überlassen wir die beiden alten Herren ihrem weiteren Gespräch – und überprüfen wir selbst, ob sie Recht haben.

Weihnachten sei das Fest der Liebe, heißt es oft. Aber nicht immer wird verstanden, was damit gesagt ist. Meist klingt ein hoher Ton mit: die Liebe, dieses höchste Gut, dieser unendliche Wert, die absolute Verpflichtung, das letzte gemeinsame Ideal.

Aber Sie hören es schon, liebe Gemeinde: Ein so hoher Ton klingt leicht falsch. Er verrutscht in der Stimmgebung, wird schrill, verträgt sich nicht mit anderen Klängen des Lebens, sondert sich ab, steht allein und klingt umso falscher. Das ist ja auch zu Weihnachten erlebbar. Vielfältig sind die Klagen, daß nun doch von Liebe nichts zu spüren sei; bei den Alleingeblienen, bei den Spannungen in den Familien, erst recht nicht in der Politik und schon gar nicht im Weltmaßstab.

Gott ist die Liebe – dieser Spitzensatz des Neuen Testaments scheint geradewegs diesen hohen Ton nahezulegen. So daß man den Eindruck gewinnen könnte, auch im Glauben gehe es um die ernstesten Dinge, das höchste Gut, das letzte gemeinsame Ideal. Doch darf man sich nicht dann wundern, wenn all die Beschädigungen und Vergeblichkeiten, diese Spannungen und Widersprüche als Dementi des Glaubens aufgefaßt werden.

Nein, die Bibel ist realistischer im Verständnis des Liebe. Siehe, meine Freundin, du bist schön! „Deine beiden Brüste sind wie zwei Kitze, Zwillinge einer Gazelle, die unter den Lotusblüten weiden.“ Erotischer geht es kaum, wenn man die gebotene poetische Form wahren will. Das Hohelied Salomos kennt die Flamme des Begehrens, den tief sitzenden Trieb der Liebenden zueinander. „Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut, du hast mir das Herz genommen mit einem einzigen Blick deiner Augen, mit einer einzigen Kette um deinen Hals.“

Die Bibel ist realistisch – auch, was die Verwirklichung der Liebe, den Umgang mit ihr in der Dauerhaftigkeit des Versprechens angeht. „Die Lippen einer fremden Frau sind süß wie

Honigseim, und ihre Kehle ist glatter als Öl, hernach aber ist sie bitterer als Wermut und scharf wie ein zweischneidiges Schwert. Wer mit einer Frau die Ehe bricht, dem fehlt der Verstand. Wer sein Leben ins Verderben bringen wird, der tut so etwas.“ Lebensklug, muß man dazu sagen, durch vielfältige Erfahrung bewährte Weisheit.

Ja, aber nun der Umgang mit alldem? Dem Begehren, das unvermeidlich ist, ja zu uns selbst gehört – und der Versuchung, die nicht ausgeschlossen werden kann? Gewiß nicht mit einem hohen Ton zu befrieden, das weiß ein jeder Mensch, nicht durch Ideale zu bewältigen.

Erleichtert und erfreut gingen unsere Freunde Nicolai und Mosenthal aus dem Theater, nachdem sie – ihre! – komisch-phantastische Oper wieder gesehen hatten. Dramatisch geht es zu, das kann man nicht leugnen, mit dem geplanten Ehebruch. Doch der ist – als doppelter Ehebruch – schon per se komisch. Dramatisch, muß man sagen, scheint die Liebesgeschichte der jungen Anna – vielleicht gerät sie ja an den falschen Mann als Ehemann – aber wir wissen schon, daß es gut ausgehen wird. Phantastisch ist der nächtliche Wald am Schluß, alles geht kunterbunt durcheinander, irgendwie sind alle erotisch affiziert – aber es ist alles kein Unglück, und das Unheil bleibt aus; wir müssen ja nicht alles in die letzte Konsequenz treiben.

Das ästhetische Vergnügen in der Oper, auch: dieser Oper, hat es nicht einen moralischen, ja: einen religiösen, Gehalt? Wie wäre es, wenn wir, beim Zuschauen erleichtert und erfreut, sagen könnten: Natürlich gibt es die Verwicklungen und Versuchungen der Liebe. Unsinnig, das zu bestreiten. Unrealistisch, das zu leugnen. Aber wir sind ihnen nicht ausgeliefert. Wir stellen uns, und sei es auf dem Theater, in Distanz dazu, schauen uns das alles in seiner Komik und Phantastik an. Wir wissen: Das ist nicht das Leben selbst, das ist Theater. Aber das Theater zehrt davon, daß wir in Distanz zu den bedrängenden Problemen des Lebens und der Liebe versetzt sind.

„Seht, welche Liebe hat uns der Vater erwiesen, daß wir Gottes Kinder heißen sollen – und wir sind es auch! Es ist aber noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden“. Gottes Liebe ist schon da, mitten in den Konflikten um unser Ideal der Liebe – und sie will aus uns Menschen machen, die in diesen Konflikten nicht zugrunde gehen, sondern die sagen können: „Laßt uns einander liebhaben, denn die Liebe ist von Gott.“ Laßt uns dafür erleichtert und erfreut Gott danken, gerade am Fest der Liebe.

Amen